

ALTENPFLEGE

Bitterkeit und Zorn

Sie sind nicht nur Opfer. Auch von alten Menschen selbst geht Gewalt aus. Demenzkranke beschimpfen, schlagen oder beißen ihre Pfleger. Neue Pflegekonzepte und kleinere Heime sollen die Aggression dämpfen.

VON SABINE BORNGRÄBER

Demenz ist die häufigste Ursache dafür, dass alte Menschen ihre Selbstständigkeit verlieren. Die Anzahl der Erkrankten wird sich – glaubt man aktuellen Prognosen – bis 2050 verdoppeln. Damit wächst auch ein Problem, das mit der Demenz einhergeht und das bis heute tabuisiert wird: die Altersaggressivität.

Gebrechliche alte Menschen – eine Gefahr? Dass Demenz tatsächlich ein wesentlicher Risikofaktor für gewalttätiges Verhalten ist, belegt eine umfangreiche Studie in Baden-Württemberg. In den 60 Heimen, die Martina Schäufele vom Zentralinstitut für Seelische Gesundheit in Mannheim und ihre Kollegen untersuchten, leiden fast drei Viertel der Senioren unter einer mittleren bis schweren Demenz. 37 Prozent von ihnen zeigten innerhalb des Beobachtungszeitraums von zwei Wochen aggressives Verhalten in unterschiedlichen Formen und Ausprägungen.

Wie solche Aggressionen aussehen, hat die Schweizer Pflegeforscherin Marlis Glaus acht Wochen lang in vier Zürcher Heimen aufgezeichnet. Am häufigsten kracht es zwischen acht und elf Uhr bei der Morgenwäsche. Drei Viertel der Attacken sind verbal. Schimpfworte wie dumme Kuh, Arschloch und Sauhund, gefolgt von schlagen, kratzen, beißen, spucken.

Verlässliche Untersuchungen über das Phänomen sind selten. Kaum ein Heim ist nach den Erfahrungen der Mannheimer Forscher bereit, über aggressives Verhalten seiner Bewohner Auskunft zu geben. »Offenbar herrscht große Angst vor Skandalberichten, die das Image der Altenpflege weiter schädigen«, sagt Martina Schäufele. »Hinzu kommt eine Scham, die daher rührt, dass Aggressionen durch Demenzkranke von den Pflegern oft als eigenes Versagen wahrgenommen werden.«

Ian Needham, der die Pflegeforschung an der Fachhochschule St. Gallen leitet, arbeitete früher als Pfleger in der Psychiatrie. »Das Schwierigste für einen Pfleger ist es, zu begreifen, dass sich ein Angriff nicht gegen den Menschen richtet, sondern gegen die Person im Kittel«, sagt er. Die Aggressionen drücken das schwer artikulierbare Unbehagen der Patienten aus. Sie zeugen von mangelnder Kommunikation zwischen Pflegern und Gepflegten, von fehlender Zeit, von Heimroutine und verletzter Privatsphäre (siehe Interview). »Aber obwohl es heute immer mehr Demenzkranke gibt, wird der angemessene Umgang mit ihnen während der Pflegeausbildung nicht genügend gelehrt«, sagt die Pflegewissenschaftlerin Sabine Bartholomeyczik von der Universität

Witten/Herdecke. Sie ist eine der Autorinnen der Rahmenempfehlungen, die das Bundesgesundheitsministerium 2006 zum Umgang mit »herausforderndem Verhalten« bei Demenzkranken herausgegeben hat. Die Empfehlungen reichen vom Streicheln bis zur Bewegungsförderung, von Raumgestaltungskonzepten bis zur Gedächtnisstimulation, die hier Erinnerungsförderung heißt.

Bei allen Einzelmaßnahmen ist jedoch ein aggressionsfördernder Faktor schwer zu beseitigen. Gewalt wird vielfach durch die Lebenssituation selbst verursacht. Wer gegen seinen Willen in ein Heim kommt, bringt den Frust gleich mit.

Im Pflegeheim Sonnweid im Zürcher Oberland geht man deshalb andere Wege. 80 Prozent der Menschen, die hier wohnen, sind schwer dement. Als sich der Heimleiter Michael Schmieder 1987 entschied, im Sonnweid ausschließlich Menschen mit Demenz aufzunehmen, war es weder in der Schweiz noch in Deutschland üblich, demente und nicht demente Heimbewohner zu trennen. BILD

Dabei nehmen Menschen mit Demenz ihre Defizite durchaus wahr – vor allem in der Konfrontation mit Nichtdementen. Nicht mehr zu wissen, wie man mit Messer und Gabel isst oder telefoniert, setzt die Betroffenen unter Druck, erzeugt tiefe Frustrationen – und kann Gewalt auslösen. Deshalb sollen die Bewohner des Sonnweid möglichst wenig davon merken, was sie nicht mehr können. Rampen ersetzen die Treppen. Keine Tür versperrt den Weg in den großen Garten. Viele Bewohner kamen als Problemfälle hierher. Eine Frau war als notorische Pöblerin bekannt, die Bewohner und Personal beschimpfte, Türen zuknallte und bei jeder Gelegenheit die Zunge herausstreckte. Seit sie in einer Wohngruppe lebt, ist sie die Liebenswürdige in Person.

Auch in Deutschland sind Heime der sogenannten vierten Generation, die seit Ende der neunziger Jahre gebaut werden, klein und persönlich und ermöglichen es den Menschen, in ihrem vertrauten Quartier zu bleiben. »Pflege ist im Heim selbstverständlich«, sagt Martin Mybes, Leiter des St. Carolushauses in Freiburg. »Die Frage ist, was machen wir außerdem?« Das neue Heim, dessen Bau in diesem Jahr beginnt, soll das fünfstöckige Hufeisen aus den sechziger Jahren mit seinen langen Fluren ersetzen. Die 120 Bewohner werden wie in einer Hausgemeinschaft leben, in einzelnen Wohnungen – jeweils sechs bis maximal 13 Personen zusammen. Speziell geschulte Pflegehilfskräfte, die Alltagsbegleiter heißen, führen den Haushalt und kochen, was die Wohngemeinschaft wünscht. Täglich kommen die Pfleger ins Haus, um Behandlungen durchzuführen, Spritzen und Medikamente zu geben. »Indem wir Heime in die Nachbarschaften integrieren, verlieren sie ihren bedrohlichen Aspekt«, sagt Mybes.

Für diese Integration setzt er auf Freiwillige, vor allem Angehörige, Studenten und rüstige Rentner aus der Gegend. Sie sitzen im Heimbeirat, führen die Hausbibliothek, begleiten beim Ausflug oder beim Gang in die Kirche. Und sie fahren mit den Heimbewohnern einmal im Jahr für 14 Tage in den Urlaub.

Solche Auszeiten wecken bei manchen Kranken längst vergessen geglaubte Fähigkeiten. Und sie machen Unruhige sanft und Passive fröhlich. »Alte Menschen sind nicht per se friedlich«, sagt Mybes. »Sie sind wie früher, nur alt.«

ZEIT ONLINE 2008